



Siedlung Ried W2 von Atelier 5 in Niederwangen bei Bern, 1990. Die relativ dicht beieinander stehenden Baukörper erlauben gefasste und kommunikative Zwischenräume und erfreuen sich einer hohen Akzeptanz. Bild: Yoshiko Kusano

Die Debatte zur Agglomeration hat Fahrt aufgenommen. Reto Pfenninger und Barbara Lenherr antworten auf die Beiträge von Jürg Sulzer, Michael Hauser und Caspar Schärrer mit dem konkreten Vorschlag, wie mentalitätsmässige Barrieren überwunden und die Ziele der Raumplanung erreicht werden können – mit einem Plädoyer für bodennahes Bauen mit moderater Dichte.

Die Autoren dieses Beitrags, Reto Pfenninger und Barbara Lenherr, haben zusammen an der FHNW eine Publikation zum Bauen in *Low Rise* herausgegeben. Pfenninger führt mit Hanspeter Oester ein Architekturbüro in Zürich.

Intelligent «zersiedeln» statt undifferenziert verdichten

Reto Pfenninger und Barbara Lenherr

Während viele Schweizer Städte und Agglomerationsgemeinden sich seit geraumer Zeit mit der qualitativen räumlichen Entwicklung ihrer Siedlungsgebiete beschäftigen und in den Planungsabteilungen der jeweiligen Ämter dafür hochqualifiziertes Personal zur Verfügung steht, tun sich die kleineren Gemeinden diesbezüglich noch immer schwer. Der Inhalt des neuen Raumplanungsgesetzes ist zwar auch dort unbestritten, allerdings scheitert die Umsetzung in der Regel an der Personalstruktur der Baubewilligungsbehörde beziehungsweise an der Tatsache, dass vielerorts alle das Bauen betreffenden Aufgaben von einer einzigen Person bewäl-

tigt werden. So fehlt nicht nur das nötige Know-how für eine weitsichtige Entwicklungs- und Budgetplanung, sondern ebenso die Zeit für den Austausch mit den planenden Architektinnen und Architekten. Ebenfalls für eine nachhaltige Planung erschwerend wirkt sich aus, dass Politiker und Politikerinnen tendenziell eher kurzfristig agieren und ohne sich stark mit diesen heiklen Fragestellungen exponieren zu wollen. Dabei wären gerade in kleineren Gemeinden «vorausschauende Politiker und klare Perspektiven» gefragt, wie dies Paul Schneeberger kürzlich in einem Artikel in der NZZ bemerkte.¹ Denn der Handlungsbedarf ist gross: Auch Orte mit 1000, 5000 oder 15000 Einwohnern kämpfen mit dem Anwachsen der Bevölkerungszahl bei knapper werdendem Boden, weil nun die Möglichkeit der Einzonung fehlt. Ideen sind gefragt, die der baulichen Entwicklung auf dem Land eine Richtung geben.

Die im Verfassungsartikel festgehaltenen Bestrebungen, «die Siedlungsentwicklung nach innen zu lenken, unter Berücksichtigung der angemessenen Wohnqualität» sowie «kompakte Siedlungen zu schaffen»², werden von einer Mehrheit an und

für sich akzeptiert, die Vorstellungen, wie dies konkret auszusehen hat, gehen dann hingegen auseinander.

Low Rise für die Agglo

Für die Akzeptanz der Bevölkerung kleinerer Gemeinden ist es sicher wichtig, dass bei baulichen Veränderungen sowohl der lokale Massstab als auch die Tradition respektiert werden. Grundsätzlich muss man sich fragen, ob städtische Dichten in ländliche Gemeinden exportiert werden sollen – für eine Bevölkerung, die eben kleinmassstäblich geprägte Nachbarschaften sucht und liebt. Ist das Aneinanderreihen derselben Wohnblocktypologie – meistens mit unheimlich grossen privaten Terrassen nach Süden und Westen und mit anonymen Zwischenräumen, geschwungenen Wegen und spärlich möblierten Aufenthaltsbereichen – tatsächlich richtig? Wäre nicht vielleicht eine «intelligente Zersiedelung» sinnvoller, anstatt bauliche Dichten mit Ausnutzungsziffern von 1,5 und mehr wie in Stadtquartieren anzubieten?

Die Berücksichtigung des Massstabs und der lokalen, traditionellen Strukturen führt zu Lösungen, die viel selbstverständlicher sind und keinen Mentalitätswechsel erfordern: individuell gestaltete Siedlungsinseln beispielsweise, mit kleinteiligen, aufeinander Bezug nehmenden Baukörpern, erdgebundenen Nutzungsmöglichkeiten, intelligent angeordneten gemeinschaftlichen und privaten Aussenräumen. Geschickt kombiniert könnten solche Bebauungscluster die Landschaft in hochwertige Freiräume gliedern. Zwischen den Naturwiesen gäbe es Wohnstrassen, kleine Dorfplätze, Höfe und Gassen für die kollektive Nutzung, aber auch Küchen und private Gärten im Erdgeschoss für die private Nutzung. Die direkte Erschliessung der Wohnungen oder Hausteile aus dem öffentlichen Raum würde die persönliche Adressierung gewährleisten und so die Identifikation mit dem Ort fördern – eine wichtige Grundlage für ein gesundes nachbarschaftliches Zusammenleben.

Wir haben uns am Institut Architektur der Fachhochschule Nordwestschweiz während einiger Semester intensiv mit dem bodennahen Wohnen als einer Möglichkeit der Siedlungsentwicklung nach innen beschäftigt. Insbesondere die dichten, niedriggeschossigen Wohnsiedlungen, wie sie ab Mitte des 20. Jahrhunderts als Reaktion auf die radikalen Stadterneuerungspläne der Moderne gebaut wurden, standen im Zentrum der Betrachtungen.

Ihre Erbauer, von Roland Rainer bis Louis Sauer, kritisierten damals die Tabula-Rasa-Strategie Le Corbusiers beziehungsweise den damit verbundenen Identitätsverlust der Menschen in ihrer Umgebung. Sie plädierten für einen intelligenten Umgang mit dem Bestand, für ein Weiterbauen nach vorgefundenen, historisch erprobten Prinzipien und vor allem für die Schaffung multipler Zentren mit der erneuten Verbindung von Wohnen, Arbeiten und Einkaufen. Die Analysen wurden in einem Buch zusammengefasst, dessen

überarbeitete Version letztes Jahr in den Buchhandel kam.³

Tatsächlich erweisen sich die «Lowriser» als sehr gut geeignet für die Entwicklung unserer Agglomerationsräume, gerade um bestehende, oft gesichtslose Siedlungsanlagen qualitativ zu verdichten. Sie vermögen die undifferenzierten Zwischenräume «aufzufüllen» und geben ihnen eine klare Zuordnung. Sie helfen privat von öffentlich zu unterscheiden, öffentliche Räume zu definieren. Sie beweisen, dass der mit Bedacht gestaltete begrenzte Raum dem endlos fliessenden vorzuziehen ist, wenn es darum geht, den Bewohnern und Bewohnerinnen das Gefühl von Gemeinschaft zu vermitteln und gleichzeitig einen geschützten Rückzugsort zu bieten.

Gerade das Entwerfen von öffentlichen Räumen zeigt, dass es nicht die Lösung sein kann, die Zahl der Solitärbauten im Einfamilienhausmassstab zu erhöhen, indem die Lücken zwischen ihnen mit ebensolchen gefüllt werden. Auch vielge-

Paul Schneeberger:
Mehr als nur mehr Häuser,
NZZ, 7.8.2017.
2 Bundesgesetz über
die Raumplanung (Raum-
planungsgesetz, RPG).
Änderung vom 15.6.2012.
Art. 1, Abs. 1
3 Martina Desax, Bar-
bara Lenherr, Reto Pfennin-
ger (Hg.): *verDICHTen*.
*Internationale LowRise-
Wohnsiedlungen im Ver-
gleich*, Zürich 2016.

schossige Reihen-, Zeilen- und Punkthäuser bringen keinen Mehrwert, denn sie bilden aufgrund des Massstabsprungs vor allem Fremdkörper, die bei der ansässigen Bevölkerung wenig Akzeptanz finden.

Solange der Anspruch an die Bauten in erster Linie der ist, möglichst grenzenlose Aussicht zu bieten, und solange das Abstandsgrün mehr trennt als verbindet, kann kein nachbarschaftlicher Austausch stattfinden. Wenn wir uns aber eine Gesellschaft wünschen, die nicht aus lauter autistisch agierenden Einzelpersonen besteht, müssen wir entsprechende Rahmen zur Verfügung stellen: Architektur soll nichts erzwingen, sie soll aber viel ermöglichen.

Hinlänglich bekannte Vorbilder

Es ist die Kombination von kollektivem Aussenraum und geschütztem, privat genutztem Hof- oder Gartenraum, die in ausgewogenem Verhältnis die Grundlage bildet für ein funktionierendes Zusammenleben. Beispiele hierfür gibt

es zuhauf, nicht nur unter den Lowrisern. Letztlich sind es gerade die traditionellen Wohnformen auf dem Land, die zeigen wie es geht: Die Weiler oder Bauernhöfe, die in der Regel mitten in der Wiese stehen und so angeordnet sind, dass sich in ihrer Mitte ein geschützter Ort für die Gemeinschaft ergibt.

Auch Klosteranlagen als in sich funktionierende Lebens- und Arbeitswelten sind in dorfähnlichen Einheiten organisiert. In Bayern und Österreich bilden die Vierkanthöfe einzeln oder in Gruppen angeordnete Gebäudekonglomerate, die entweder geschlossen oder teilweise offen wie Inseln in der Landschaft stehen, gegen aussen eine klare räumliche Grenze ziehen und im gefassten Innern kollektiv nutzbare Aussenräume bieten.

Wir sollten uns wieder mit Zwischenräumen beschäftigen, mit Raumsequenzen und Wechselwirkungen. Die Frage der angemessenen Proportionen ist dabei ebenso wichtig, wie jene der Lichtverhält-

nisse am Boden und der Beziehung der Erdgeschossnutzungen zu anderen Räumen. Ressourcenschonend bauen ist selbstverständlich – mit 100 Prozent erneuerbaren Energien. In der Summe der hier aufgezeigten Möglichkeiten können qualitativ hochstehende Lebensräume entstehen, welche die Freiflächen integrieren und nicht als geschützte Reliquien aussparen. Also: Besser intelligent zersiedeln als undifferenziert verdichten! —

Debattebeiträge zum Thema Agglomeration

wbw 4–2018
Caspar Schärer, *Macht Agglowanderungen!*
wbw 1/2–2018
Michael Hauser, *Stadtwerden als Wechselwirkung vor Ort*
wbw 11–2017
Jürg Sulzer, *Stadtquartiere statt Siedlungen*
wbw 9–2016
Andreas Hofer, *Inselurbanismus*
wbw 6–2016
André Bideau, *Fragmente, Grenzen, Identitäten – Gedanken zum Inselurbanismus*